

ANDREAS VARNAI

# VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

## XI

In der langen Wartezeit auf das Schiff wurde Vater plötzlich krank. Kein Mensch wusste, was er hat, der Arzt zuckte seine Schulter und sprach von irgendeiner Nervenkrankheit. Er hatte schwere Gleichgewichtsstörungen, konnte sich nicht aufrecht halten, er ist sogar im Sitzen umgekippt. Es half nichts, kein Medikament, keine Bettruhe. Er lag in seinem Hotelbett, der Arzt kam ab und zu vorbei, verpasste ihm eine Spritze, mehr aus Gewohnheit als zum therapeutischen Zweck. Mutter saß bei ihm, meistens mit ihrer Freundin Magda, sie plauderten so, als ob sie in diesen Tagen all das nachholen müssten, was sie im letzten Jahrzehnt verpasst haben. Lujzi kochte für sie und Artur kam täglich mit dem Speiseträger vorbei. Er wartete, bis das Geschirr geleert wurde, um es dann mitzunehmen; er setzte sich in einen Sessel in der Zimmerecke und erzählte. Es waren seine allseits bekannten Geschichten, keiner hörte zu. Mutter saß mit Magda am Tisch und unterhielten sich, ich saß im Sessel und las etwas, Vater lag mit geschlossenen Augen im Bett, man meinte, er würde schlafen. Arturs Redefluss plätscherte beharrlich hin, nervtötend wie das Geräusch einer ungeschmierten Windmühle. Plötzlich, ohne die Augen aufzumachen, sagte Vater: „Schatz, gib mir bitte meinen Revolver.“

Das Lachen platzte aus uns mit uriger Kraft heraus, wir konnten es nicht zurückhalten. Nur Vater lag ruhig, mit geschlossenen Augen in seinem Bett, als ob nichts geschehen wäre.

„Was, darüber lachst du?“, fragte Artur. „Das ist gar nichts. Warte, ich erzähle dir etwas, darüber wirst du erst richtig lachen können.“

Unter diesen Umständen war eine Schiffsreise ausgeschlossen. Wir sollten ursprünglich die Reise mit einer Familie Kohn antreten, die kamen auch aus Temesvar, und wir hatten es vor die ganze Zeit auf dem Schiff zusammenzubleiben. In der Wartezeit in Bukarest waren wir oft zusammen, wir sind uns ziemlich nahe gekommen. Am Tag der Abreise nach Constanța besuchten sie uns im Hotel und wir nahmen unter vielen Tränen, einen herzlichen, warmen Abschied voneinander. Für uns war klar - sie kommen mit dem Leben davon, auf uns wartet eine beängstigende unsichere Zukunft, wir werden uns wahrscheinlich nie wiedersehen.

Zwei Tage später stand Herr Kohn in der Tür.

„Nanu, was ist los, wieso seid ihr wieder da?“

„Ich war in Constanța, ich war im Hafen, ich habe das Schiff gesehen. Auf dieses Schiff steige ich nicht und meine Familie auch nicht! Es ist ein Wrack!“

Erst viel später erfuhren wir – das Schiff war gesunken, keiner hat überlebt. Auf dem Bord waren viele bekannte, unter anderem mein Lehrer Goldstein und der Bruder meines Freundes György. Vorsehung? Schicksal? Zufall?

Merkwürdigerweise ging es nach der Abfahrt des Schiffes meinem Vater von Tag zu Tag besser, wir warteten nur auf seine Genesung, um nach Hause fahren zu können. Eine andere Wahl hatten wir nicht. Während wir auf die Heimreise warteten, mietete Duci, Vaters Sekretärin, in Temesvar, in einer halbländlichen Gegend außerhalb der Stadt, ein Zimmer in Untermiete für uns, um von möglichen Luftangriffen geschützt zu sein.

Endlich, irgendwann Mitte August, flogen wir zurück nach Temesvar. Diesmal, wegen der ausgleichenden Gerechtigkeit, mit einer deutschen Maschine. Viel größer war sie auch nicht, gerüttelt hat sie genauso.

Für uns bedeutete die Heimfahrt, dieses Fiasko, die sichere Reise in den Tod. Unser Versuch ihm zu entkommen, ist uns nicht gelungen. Ich spürte dabei keine Todesangst, ich mit meinen vierzehn Jahren nicht, aber meine Eltern, die erwachsen waren und ihre Angst nicht mehr mit der Leichtsinnigkeit der Jugend überspielen konnten, auch nicht. Es war die Gewohnheit, es war die Anpassung an den Krieg, in dem wir lebten. Unsere Angst wurde unser ständiger Begleiter, fast ein Bestandteil des Lebens. Und es war Mutters Optimismus, der Vater von seinen schlimmsten Gedanken fernhielt.

Der Krieg näherte sich seinem fünften Geburtstag, Europa lag in Trümmern, Russland war größtenteils zerstört, Warschau war eine Geisterstadt, die deutschen Städte ähnelten großflächigen Friedhöfen, die Menschen hungerten, überall floss Blut, die Zahl der Toten ging in die Millionen; Juden wurden millionenfach ermordet, ausgetilgt wie Ungeziefer von einem riesigen Heer von uniformierten Kammerjägern, vergast und anschließend verbrannt. Das ganze Ausmaß dieser Ungeheuerlichkeit, die Tatsache, dass unsere nächsten Verwandten auch unter diesen Toten sich befanden, hatten wir zwar geahnt aber noch nicht mit endgültiger Sicherheit gewusst. Darüber haben uns die BBC und Voice of America nicht informiert. In der Mitte dieser Apokalypse lebten wir in unserem Rumänien, wie auf einer einsamen Insel in einem immensen Meer von Blut, wohlbehütet, unverletzt und waren nicht einmal im Klaren darüber, welches einmalige Glück uns zuteilwurde.

Wir fuhren direkt in unsere neue Wohnung, es war ein geräumiges Zimmer in einem Einfamilienhaus bei einem deutschen Ehepaar. In der Nähe wohnten auch andere bekannte jüdische Familien, genauso untergebracht wie wir. Dr. Deutsch, mit Frau und Tochter, wohnte in der Nachbarschaft und hatten das große Glück, dass ihr Vermieter ein Radio besaß. Wir haben sie jeden Abend besucht und Nachrichten gehört. An einen besonderen Abend werde ich mich immer erinnern. Es war der 23. August, ein schöner warmer Sommerabend. Wie immer bediente ich das Radio, es sind immer die Jungs, von denen man annimmt, dass sie von der Technik mehr verstehen als die Erwachsenen. Es war nicht einfach einen Sender auf Kurzwelle zu finden, die

Deutschen störten alles. Mir ist es trotzdem gelungen, wir hörten London, dort gab es großen Jubel, sie spielten die ganze Zeit die Marseillaise, die Befreiung von Paris stand unmittelbar bevor. Wir hörten Moskau, dort gab es ständige Artillerieschüsse, die Russen schossen bei jeder Stadt, die sie befreiten. Ich probierte sogar Radio Bukarest, sie spielten ununterbrochen die Nationalhymne. Wen interessierte schon die Hymne? Es war schon spät, wir verabschiedeten uns, gingen nach Hause und legten uns hin. Wir waren noch nicht eingeschlafen, da klopfte es am Fenster. Es war Dr. Deutsch. „Kaum seid ihr weggegangen, haben wir weiter Radio Bukarest gehört, der König hielt eine Ansprache und gesagt, Rumänien hat die Allianz mit Deutschland aufgekündigt und den Krieg beendet. Es ist aus!“

Es war ein Wunder. Rumäniens Austritt aus dem Krieg war ein kühner und kluger Schritt, organisiert im Palast, in der Umgebung des Königs. Die Hauptpersonen waren Elena, die Königin Mutter, hohe Offiziere aus seiner Entourage und bürgerliche Politiker, die vor dem Krieg an der Spitze verschiedener Parteien standen. Sie waren realistisch genug, um zu verstehen, dass sie bei den Westalliierten keine Chancen hatten, sie mussten mit den Sowjets verhandeln. Dazu holten sie die in der Illegalität befindenden kommunistischen Führer dazu. Die Armee war in Rumänien königstreu, ein Befehl des Königs reichte aus, um die Waffen gegen ihre Verbündete von gestern zu richten.

Mein erstes, spontanes Gefühl war nicht Freude, nein, es war Angst. Mein Leben war soeben gerettet und statt zu jubeln, fürchtete ich mich. In der Stadt wimmelte es vom deutschen Militär, ich befürchtete, sie werden uns alle umbringen und den Russen keine Gelegenheit lassen, uns zu befreien. Für mich war es unvorstellbar, dass die Deutschen nichts gegen diesen rumänischen Alleingang unternehmen würden. Ich überschätzte sie und war damit nicht alleine. Am nächsten Tag ging ich in die Stadt, ich war neugierig auf die Reaktion der Leute auf diese unerwartete Neuigkeit. Die Reaktion blieb aus, alles lief weiter, wie gehabt. Auf der Plattform der Straßenbahn standen mir gegenüber zwei junge deutsche Soldaten, aßen große, saftige Pfirsiche, der Saft lief ihnen über das Kinn und unterhielten sich mit zwei Mädchen. Die Soldaten waren vergnügt, lachten, schäkerten mit den Mädchen. Ihre Sorglosigkeit war verblüffend. Ich verstand sie nicht. Wussten sie nichts davon? Sie wussten es, aber nahmen es nicht ernst, weil die Wehrmacht ihre Gegenmaßnahmen schon getroffen hatte, um die ganze Angelegenheit bis zum nächsten Tag zu erledigen? Oder sie wussten es und waren froh darüber, dass der Krieg für sie zu Ende ist, und sie in rumänischer, statt russischer Gefangenschaft geraten?

Am Abend setzten wir uns zu dritt zusammen, wir wollten die Lage besprechen. Eins war für uns klar, hier konnten wir nicht bleiben. Es gab zwei Möglichkeiten. Ein Holzhändler, guter Bekannter von uns, hat auf seinem Holzlager einen Bunker, mit Proviant für acht Personen, eingerichtet, ausreichend für einen ganzen Monat, und uns eingeladen, für den Fall, der jetzt scheinbar eingetreten ist. Das war die eine Variante. Die andere war, sich in den Zug zu setzen und nach Bukarest zu fahren, den Russen entgegen. Wir wussten keinen Rat, haben eine Münze geworfen, das Schicksal entscheiden zu lassen. Die Münze entschied sich für den Bunker. Selbstverständlich waren wir am nächsten Morgen am Bahnhof und stiegen in den Zug nach Bukarest. Dort stellte sich heraus, dass wir nicht die Einzigen waren. Der Zug sah fast so aus, wie in den guten alten Zeiten die große Terrasse im Előre, überall bekannte Gesichter. Jeder wollte nach Osten, weg von den Deutschen, Richtung Rote Armee. Nach zwei Stunden Fahrt kamen wir

in Karansebes an, eine Kleinstadt am Fuße der Banater Berge. Der Zug fuhr nicht weiter, die ganz Klugen wussten schon warum. Die Deutschen haben bei Orschova die Donau überquert, die Verbindung nach Bukarest war unterbrochen. Was nun? Spontan bildete sich ein Rat der Weisen, über die Zukunft zu entscheiden. Währenddessen sah ich aus dem Zug, wie rumänische Soldaten, mit aufgesetzten Bajonetten, gefangene deutsche Offiziere abtransportierten. Es war ein erfrischender Anblick.

Der Rat hat sich entschieden. Sportliche Männer, die vor dem Krieg Ski gefahren sind, wussten von einem Berg in der Nähe „Muntele Mic“ – auf Deutsch "Kleiner Berg" - verlassen und unbewohnt, mit einer einzigen Hütte oben an der Spitze, nur in der Skisaison im Winter benutzt. Jetzt stand sie ganz leer. Die Entscheidung war gefallen, wir zogen los, ungefähr dreißig Leute, das Fassungsvermögen der Hütte. Wir wollten in völliger Abgeschiedenheit abwarten, bis die Russen eintrafen. Der Weg dahin war, vor allem für ältere Leute, beschwerlich. Bis zum ersten Dorf sind wir mit Pferdewagen gefahren, sie rüttelten zwar, aber trugen das Gepäck. Von dort zum Berg führte nur ein Pfad, auf dem konnte man entweder zu Fuß oder auf Pferderücken hochsteigen. Damals habe ich meinen Vater zum ersten und zum letzten Mal reiten sehen.

Die Hütte entpuppte sich als ein kleines, modernes, mit allen Bequemlichkeiten eingerichtetes Skihotel. Das Wetter war schön, die Natur wundervoll, die Küche mit elektrischem Herd eingerichtet, wir waren mit Proviant für längere Zeit versehen, hatten Strom, Kalt- und Warmwasser, ideale Voraussetzung für ein armseliges Flüchtlingsdasein. Vater fand schnell Spielpartner, damit war für ihn das Flüchtlingsdasein erledigt. Mutter nahm in der Koch-, Back-, Putzbrigade teil und machte große Ausflüge. Am Anfang ging ich auch mit, später hat mich Marion, ein Mädchen in meinem Alter, zu Wanderungen zu zweit animiert. Wir verbrachten über zwei Wochen in unserem Flüchtlingselend, es waren die schönsten Ferien seit Langem, bis wir die Nachricht vernahmen, dass die Russen Temesvar erreichten. Jetzt hieß es nach Hause fahren, nach so vielen Jahren, zum ersten Mal in die Freiheit. Wir kletterten den Berg genauso mühsam herunter, wie wir hochgeklettert sind, und kamen an einen kleinen Bahnhof, in einem kleinen Dorf an, wo wir auf den Zug nach Temesvar warteten. Es gab keinen Fahrplan, niemand wusste, wann ein Zug eintreffen würde, aber man tröstete uns, dass er irgendwann mit Sicherheit käme. Der Bahnhof lag unmittelbar neben der Landstraße, und darauf marschierte die Rote Armee. Wir warteten sehr lange auf den Zug, es waren sechs, womöglich sogar acht Stunden. Während wir warteten, kamen sie ohne Unterbrechung, es schien, dass diese Menschenmasse weder einen Anfang, noch ein Ende hatte. Ich hatte das Gefühl, das gesamte Menschenreservoir der Sowjetunion zieht an uns vorbei. Es waren kleine und große, blonde und schwarze, Europäer und Asiaten mit Schlitzaugen, Männer und Frauen, Erwachsene und Jugendliche. Manche kamen zu Fuß, manche mit dem Pferdefuhrwerk, manche mit Lastwagen, manche mit dem Jeep. Ich sah Panzer, ich sah Kanonen, die von Autos, von Panzern, von Pferden und mit der Hand gezogen wurden. Einige Kämpfer waren müde und verschlossen, andere waren gut gelaunt und sangen laut russische Lieder. Die Uniformen, die sie an hatten, waren abenteuerlich. Der eine hatte blaue Hosen an, der andere schwarze, der eine trug sogar einen Frauenrock. Einige kamen geritten, hatten einen riesengroßen Schnurrbart und Säbel in der Hand, andere kamen in Kolonnen und waren so müde, dass sie im Schlaf marschierten. Ich habe sie gesehen, sie gehört, aber vor allem

habe ich sie gerochen. Die Rote Armee hatte einen eigenen Geruch, mit nichts zu vergleichen. Diesen Geruch hatte ich noch viele Jahre lang in der Nase.

Meine Enttäuschung war groß, ich habe mir die Rote Armee anders vorgestellt, irgendwie eleganter, würdevoller. Ich war vierzehn.

Endlich kam der Zug und wir stiegen ein. Er war so voll, dass es kaum für Stehplätze reichte. Wir standen zusammengepfercht im Vorraum, der Weg zum Gang war versperrt. Überall standen Soldaten jeden Ranges und Couleurs, nur der Geruch war einheitlich. Mutter wollte unbedingt einen Sitzplatz in einem Abteil. Ich fand es war leichter zu Fuß auf den Mond zu gelangen, als in ein Abteil. Sie ließ aber nicht locker, ich sollte es versuchen. Nach zehn Minuten schaffte ich einen Meter im Gedränge, als ich einem sowjetischen Offizier auf die Zehen getreten bin. Er reagierte prompt und kurz mit einer wohlgezielten Ohrfeige. Danach gab sie es auf.

Irgendwann sind wir doch angekommen, wir fahren direkt in unsere eigene Wohnung, die stand uns schon zur Verfügung, Duci hat das auch erledigt.

Am nächsten Tag ging ich in die Stadt. An der ersten Ecke bin ich in eine Razzia – Ausweiskontrolle – geraten. Es war ein warmer Spätsommertag, ich hatte nur ein Hemd und kurze Hosen an, meine Taschen waren leer, ich hatte keinen Ausweis dabei. Man hat mich verhaftet und zum Kommissariat gebracht. Der Hof war schon voll mit anderen Verhafteten, überwiegend Deutsche. Wie es sich herausstellte, hatte man vor, deutsche Männer zu Zwangsarbeit, anfänglich in die nähere Umgebung, später nach Russland, zu deportieren. Da wurde mir klar, ich muss hier schnellstens raus, sonst könnte es für mich sehr unangenehm werden. Ich habe so lange beharrlich insistiert, bis man mich zum Kommissar führte. Ich kannte ihn, er kam regelmäßig bei Vater vorbei und holte sich seine Geschenke, meistens Stoffe für einen neuen Anzug. Er tat so, als ob ich ihm fremd wäre. Ich beteuerte, dass ich kein Deutscher, sondern Jude bin, ich gehöre nicht hierher. Er sagte, das kann jeder behaupten, wo wäre mein Ausweis, mit dem Vermerk „Jude“? Ich erklärte ihm, ich hätte ihn zu Hause, wenn er es zuließe, könnte ich nach Hause gehen und den Ausweis holen. Das wollte er am Anfang nicht zulassen, aber irgendwann besann er sich eines Besseren – er rechnete wahrscheinlich mit Vaters Großzügigkeit – und schickte mich nach dem Ausweis, begleitet von einem Soldaten in voller Montur - Uniform, Helm, Gewehr mit aufgesetztem Bajonett. Ich war groß, er war klein, wir gaben ein erstklassiges Spektakel ab. Als meine Eltern, die beide zufällig in der Diele standen, uns erblickten, konnten sie das Lachen nicht zurückhalten. Ich holte den Ausweis, zeigte ihn vor und damit war diese Episode erledigt.

Schon damals, unmittelbar nach der Umstellung, haben die rumänischen Behörden angefangen, auf russischem Befehl, deutsche Männer zu Zwangsarbeit in die Sowjetunion zu befördern. Das war erst der Anfang, andere Maßnahmen folgten.

Die Flamme meiner kommunistischen Überzeugung loderte noch lebhaft in meiner Brust, und noch am selben Tag suchte ich den Ortsverein der kommunistischen Jugendorganisation auf, und ließ mich anmelden. Das war in der ersten Septemberwoche, damit wurde ich Mitglied der ersten Stunde. Der Jugendverband übernahm die ehemalige Zentrale der Hitlerjugend in einem sehr schönen neoklassischen Palast aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert. Mein erster Blick fiel auf die Bibliothek, wo neben Nazimist, lange Reihen ledergebundenen deutschen Klassiker

standen. Ob ich hier Bibliothekar sein könnte, fragte ich. Ja, wieso nicht? Wir brauchen jemanden, der diesen Nazischund herausortet. Ich wurde Bibliothekar und damit fing mein kommunistisches Dasein im neuen, freien Rumänien an.